Wie sieht es in unsren Gauen aus?

Von Otto Hörsing, Magdeburg

Der Winter, in dem in unsern Gauen und Ortsvereinen Bildungsarbeit mehr als in der übrigen Jahreszeit geleistet wird, ist vorüber, und schon hat überall ein reges organisatorisches Leben eingesetzt. In der Regel wird das Frühjahr mit der Gaukonferenz oder einer sonstigen großen Veranstaltung eingeleitet, und fast keine dieser großen Veranstaltungen geht vorüber, ohne daß nicht ein Vertreter des Bundesvorstandes angefordert wird.

Drei Gaukonferenzen habe ich in diesem Jahre bereits besucht, und es erscheint mir angebracht und nötig, unsern Kameraden im ganzen Reiche über das, was ich gehört und gesehen habe, zu berichten.

Der Gau Hamburg-Bremen-Nordhannover hielt seine Gaukonferenz am 8. und 9. März in Cuxhaven ab. Schon beim Eintreffen in Cuxhaven sah man, daß unsre Kameraden zum Empfang der Konferenzteilnehmer Großes geleistet hatten. Am Bahnhof und auf allen Plätzen der Stadt wurde sehr stark Flaggenschmuck, neben den hamburgischen und Stadtfarben die Farben der Republik gezeigt. Am Abend fand eine große republikanische Kundgebung statt, die ungeheuer besucht war und einen glänzenden Auftakt für die Gaukonferenz bildete. Am Sonntag begann die Gaukonferenz mit einer vortrefflichen Rede des Gauvorsitzenden, Senators Eisenbarth (Hamburg), der für die heutige Zeit und all ihre Wirrnisse sehr treffende Worte fand. Der Gautag wurde dann im Auftrag des Bezirksvorstandes der SPD. durch den Präsidenten der Hamburger Bürgerschaft Leuteritz sehr warm begrüßt und dem Reichsbanner von diesem Redner wie auch von dem Redner der Demokratischen Partei, Professor Leisnering, hohe Anerkennung gezollt. Beide Redner betonten für ihre Partei, daß sie zur Stärkung des Reichsbanners alles, was in ihren Kräften steht, tun werden. Auch der Geschäftsbericht, den der Gausekretär Wollmann gab, war wie immer, wenn Wollmann berichtet, vorzüglich und stand auf einem sehr hohen Niveau, das dann alle Debatteredner einhielten. Sehr treffende Ausführungen zur politischen Lage, zur Organisation der Gegner, zu unsrer Jugendbewegung und zum Schutzsport wurden vorgetragen. Sehr sympathisch berührte es auch, daß dem ausgeschiedenen preußischen Innenminister Grzesinski unter stürmischem Beifall der Gaukonferenz warme Worte der Anerkennung gesagt wurden und daß das wahnsinnige Treiben gegen ihn, das zu seiner Amtsniederlegung führte, mit aller Schärfe verurteilt wurde.

Der Gauvorstand wurde mit einer einzigen Ausnahme wiedergewählt. Allgemeines Bedauern löste der Rücktritt des Gauvorsitzenden aus, der wegen Arbeitsüberlastung als Hamburger Senator nicht mehr die Zeit hat, die Tätigkeit eines Gauvorsitzenden voll auszuüben. An seiner Stelle wurde Kamerad Steinfeld, ein erprobter und erfahrener Kamerad, einstimmig gewählt. Die Konferenz sprach ihre Freude über den Aufmarsch in Magdeburg zu Pfingsten und über die Befreiungsfeier in Mainz aus, vor allen Dingen aber über den Besuch der Kriegergräber in Frankreich, und bat den Bundesvorstand, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß dieser Besuch in Frankreich ein großer und würdiger werde. Da im Hamburger Gebiet die Aufmärsche nicht verboten sind, fand am Abend vor der Versammlung ein glänzender Aufmarsch statt, der vorzüglich verlief. Am Sonntag spielten auf allen Plätzen Reichsbannerkapellen, deren musikalische Darbietungen gern und freudig von der Bevölkerung aufgenommen wurden. Der Gautag in Hamburg bewies mit aller Deutlichkeit, wie ein gut geleiteter Gau aussehen muß und wie vorzüglich er nach jeder Hinsicht wirken kann.

*

In Essen fand eine Woche später die Gaukonferenz des Gaues Niederrhein statt. Auch die Stadt Essen hatte es sich nicht nehmen lassen, zu Ehren der Gaukonferenz recht würdig Flaggenschmuck anzulegen. Die Stadt selbst hatte dem Gauvorstand den städtischen Saalbau, und zwar den großen Saal, zu seiner republikanischen Kundgebung, die am Sonnabendabend einen großen Erfolg hatte, zur Verfügung gestellt, desgleichen die Konferenzräume. Die Leitung des städtischen Saalbaues hatte die Räume sowie den Saal festlich geschmückt und alles getan, um der Konferenz eines so großen Gaues den würdigen Rahmen zu geben.

Nach der am Sonnabend gut gelungenen großen republikanischen Kundgebung begann am Sonntag früh die eigentliche Gaukonferenz mit einer Totenehrung, zu der eine Deputation mit einem großen Kranze mit schwarzrotgoldener Schleife zum Ehrenfriedhof entsandt wurde. Der Gausekretär Petersdorff gab den Geschäfts- und Kassenbericht in sehr klarer und übersichtlicher Form, wie man es von ihm gewohnt ist, nachdem der Gauvorsitzende, Landesrat Gerlach (Düsseldorf), in seiner Eröffnungs- und Begrüßungsrede die politische Lage kurz und trefflich skizziert hatte. Die Debatte bewegte sich genau wie der Bericht gleichfalls auf sehr hohem Niveau. Man war sich über alle großen Fragen durchaus einig und völlig klar. Während der Debatte traf dann die Jungbannerstafette, die morgens von Düsseldorf abgelaufen war und in einer glänzenden Zeit Essen erreicht hatte, ein, und überreichte dem Unterzeichneten eine Begrüßungsadresse, die sehr nett und künstlerisch ausgeführt ist. Die Gaukonferenz begrüßte dann durch den Mund des Unterzeichneten die Jungkameraden, die im Garten des Saalbaues Aufstellung genommen hatten, was den Führer der Jungbannerkameraden veranlaßte, Dankesworte an die Konferenz zu richten und ein Treuegelöbnis zum Reichsbanner abzulegen. Die Jungkameraden rückten dann ab, und wie aus der Presse bekanntgeworden, sind sie kurz hinterher von den Nazis angegriffen und einige von ihnen schwer verletzt worden. Als dies auf der Gaukonferenz bekanntwurde, zeigte sich eine Empörung ohnegleichen über dieses skandalöse Verhalten der Nationalsozialisten. Den Höhepunkt dieser Tagung aber bildete ein Vortrag, den der Gaujugendführer, Kamerad Niemeyer, hielt, und der es in vortrefflicher und glänzender Weise verstand, den Wert der Jugendbewegung des Reichsbanners bis in alle Einzelheiten zu schildern. Ich glaube, daß jede Gaukonferenz stark gewinnen würde, wenn ein solcher Vortrag wie der des Kameraden Niemeyer gehalten werden könnte, wie ja überhaupt auf den Gaukonferenzen alle Gaue Berichte ihres Gaujugendführers entgegennehmen sollten. Eine Debatte schloß sich an dieses Referat nicht an. Die Konferenz dankte durch den Mund des Vorsitzenden allen Funktionären und nicht zuletzt dem Gaujugendführer für die vorbildliche Arbeit des letzten Jahres. Allgemein beklagt wurde das Demonstrationsverbot in Preußen, und einmütig gewünscht wurde, daß die republikanischen Parteien unter sich einiger sein sollten, denn sie würden damit die Sondertänze der Volksparteiler zunichte machen.

Der Gauvorstand wurde einstimmig wiedergewählt, die Veranstaltungen des Bundes sehr begrüßt, vor allem aber die Frankreichfahrt nach den Kriegergräbern. Auch hier wurde der Bundesvorstand gebeten, alles zu tun, damit dieser Besuch groß und würdig ausfällt.

*

Ein Erlebnis größten Ausmaßes aber wurde für mich die Gaukonferenz am Sonntag, dem 23. März, im Gau Thüringen, die in Weimar stattfand. Als ich nach Weimar kam, sah ich sofort: Hier im Lande des Hakenkreuzes und des Herrn Frick muß etwas Besonderes sein. Am Sonnabendabend war in Weimar von den Nationalsozialisten nicht das geringste zu merken, offenbar hatten sie sich auf höhern Befehl dünne gemacht oder richtiger gesagt, verkrochen, denn Herr Frick scheint ein „Ordnungsmann" zu sein. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen holten mich unsre Kameraden am Sonntagmorgen vom Hotel ab, um nach kurzem Marsch im Tagungslokal, dem Gewerkschaftshaus, einzutreffen. Der überaus starke Besuch der Gaukonferenz und die große Zuhörerschaft, die die Seiten des Saales und die Tribünen besetzt hatte, bewies, daß das Reichsbanner in Thüringen auf dem Posten ist. Nach kurzen treffenden einleitenden Worten des Gauvorsitzenden, Kameraden Seele, der dann auch über die politische Lage berichtete, gab Kamerad Dr. Dietzel den Kassenbericht. Bei diesem Bericht wurde nur wenig debattiert, eine Kritik fand fast gar nicht statt, was nach der vorzüglichen Arbeit, die der Gauvorstand im letzten Jahre geleistet hat, auch nicht möglich war. Ein Delegierter wandte sich scharf gegen die Maßnahmen der Frick-Regierung, die Kamerad Seele zunächst zur Diskussion stellte und ihm ein Disziplinarverfahren an den Hals gehängt hat, weil er einige Tage vorher, ehe Herr Frick Minister wurde, gesagt bzw. geschrieben hat, was jeder gute Republikaner über Herrn Frick sagen mußte und sehr oft gesagt hat. Die Ausführungen des Redners gestalteten sich zu einer spontanen Sympathiekundgebung für den Gauvorsitzenden Seele, der bewegt dankte und gelobte, seine Pflicht und Schuldigkeit für das Reichsbanner zu tun. Die Gaukonferenz verlief dann in großer Harmonie, vor allen Dingen wurde scharf hervorgehoben, daß alles, was möglich ist, getan werden müßte, um das Reichsbanner zu stärken und das Jungbanner weiter auszubauen, außerdem den Schutzsport noch viel mehr zu pflegen, als es bisher der Fall war. Am Nachmittag fand dann ein großer Demonstrationszug des Reichsbanners, vom Gewerkschaftshaus ausgehend durch die Straßen der Stadt nach dem Marktplatz statt, wo eine Kundgebung stattfand. Bezeichnend ist, obgleich nur ein einziger Kreis, und zwar der Kreis Weimar Stadt und Land, zu dieser Demonstration aufgeboten war, diese viel größer war, als vor einigen Jahren gelegentlich desselben Anlasses der Gauaufmarsch. In Thüringen scheint man endlich den Wert des Reichsbanners begriffen zu haben, was sich schon bei der Debatte auf der Gaukonferenz zeigte, noch mehr bei der Demonstration, an der neben den Reichsbannerkameraden viele hundert Mitglieder der republikanischen Parteien und zahllose Gewerkschaftler teilnahmen. Der Marktplatz war lange vorher von vielen tausend Zuschauern eingesäumt, und selten hat Weimar einen so großen und gewaltigen Aufmarsch gesehen. In ¾stündiger Rede beschäftigte ich mich als der Redner des Tages mit den Vorgängen im Reich und in Thüringen, wandte auch Herrn Frick meine Aufmerksamkeit, und zwar in der ihm gebührenden Weise. Meine Ausführungen wurden von dem gesamten Publikum stark unterstrichen und oft von Beifall unterbrochen, wie auch der nachfolgende Redner, Reichstagsabgeordneter August Fröhlich (Weimar), mit seinen treffenden Bemerkungen großen Beifall erntete. Man sah es an den Gesichtern der vielen Zuhörer, wie sie alle entschlossen sind, das nationalsozialistische Unheil, die politische Ironie, die durch diese Partei in Thüringen entstanden ist, um jeden Preis niederzukämpfen. Der Rückmarsch erfolgte durch einen andern Teil der Stadt nach dem Tagungslokal Gewerkschaftshaus. Auf dem Hin- und Rückmarsch aber waren die Straßen so vom Publikum besetzt, daß Herrn Frick, glaube ich, angst und bange geworden ist, falls ihm seine Getreuen die Wahrheit über diesen Aufmarsch berichtet haben sollten. Auch jetzt waren die Nationalsozialisten fast gänzlich verschwunden. Nur ein paar ganz üble Rüpel standen an einer Straßenecke und glaubten, einige unflätige Bemerkungen machen zu müssen; sie wurden aber sofort zur Ruhe gewiesen, denn gegen diese Rüpeleien lehnten sich alle anständigen Menschen auf. Eine zweite große Versammlung, die dann im großen Saale des Gewerkschaftshauses stattfand, beschloß diese sehr würdige Gaukonferenz, die den Kampfwillen und den Kampfesmut mit aller Deutlichkeit und Klarheit zeigten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Gauvorstand einstimmig wiedergewählt wurde und daß speziell in Thüringen sich der Gauvorstand in mustergültiger Weise aus allen drei republikanischen Koalitionsparteien, also den Sozialdemokraten, den Demokraten und dem Zentrum, zusammensetzt, die sehr harmonisch zusammenarbeiten. Die republikanische Presse Thüringens und die große republikanische Presse im Reiche nahmen an der Gaukonferenz lebhaften Anteil, und mit Recht konnte Kamerad Seele ihr Dank sagen für die treue Unterstützung, die das Reichsbanner immer bei ihr gefunden hat und insbesondere in der jetzigen schweren Zeit, wo sie geschlossen hinter dem Reichsbanner steht.

*

Diese drei Gaukonferenzen sind ein getreues Spiegelbild der Verhältnisse im Reiche. Entschlossener Wille, die Feinde von rechts und links niederzukämpfen, war das Merkmal aller drei Gaukonferenzen, besonders aber der von Weimar, und es zeigte sich recht deutlich, daß, wo Schwierigkeiten entstehen, die aktive Arbeit viel größer ist, als sonst im allgemeinen oder wenn man glaubt, keine Gegner vor sich zu haben. Ich habe in allen Konferenzen die Kameraden darauf hingewiesen, daß die Gegner von rechts und links nicht ruhen und auf die Stunde warten, wo sie die Republik überfallen können, habe immer wieder zur Werbung neuer Mitglieder für unsern Bund aufgefordert und klargemacht, daß nur ein starkes Reichsbanner diese unglaublichen Zustände beseitigen könne. Der demonstrative Beifall, den ich überall fand, beweist, daß unsre Kameraden im ganzen Reiche politisch richtig sehen, und ich glaube, wenn alle politischen Parteien diese Einsicht haben werden, wie jetzt beispielsweise die Bezirksleitung der SPD. in Chemnitz, die öffentlich alle Männer und Jünglinge auffordert, sich dem Reichsbanner anzuschließen, dann würde der Mut derer von rechts und links sehr schnell gebrochen werden. Das sollten sich alle, die es mit der Republik ernst meinen und die das Reichsbanner unterstützen, klar vor Augen führen. Ohne uns wird die Republik zerrissen werden. Mit uns wird sie stark dastehen.

Zwischen Verdun und den Argonnen

Von Hugo Kroß

Der nachfolgende Artikel gibt Eindrücke wieder, die der Verfasser auf einer vor kurzem mit Jugendlichen (darunter auch Jungbannerleuten) unternommenen Frankreich-Fahrt im ehemaligen Kriegsgebiet empfing.

Zwischen Verdun und den Argonnen liegt das kleine Dorf Esnes. Der „Maire" von Esnes ist ein freundlicher, dicker Mann. Er steht bei unsrer Ankunft mit aufgekrempelten Hemdsärmeln vor seinem neuen Haus und ist nicht einmal erstaunt, als deutsche Wandrer um ein Strohlager in seiner Scheune bitten. Erstaunt ist er nur, als er nach dem Cabinet gefragt wird, nach jenem bewußten kleinen Oertchen. Aber dann grinst er freundlich und weist mit dem Daumen rückwärts über die Schulter auf seinen — Acker. Dieser kleine hygienische Mangel tut unserm Wohlbefinden keinen Abbruch. Der Maire ist nett, der alte Mann, der sich als Dorfpolizist entpuppt, ist ebenfalls nett. Alle andern Leute grüßen und fragen ab und zu nach unserm Befinden. Was will man da mehr?

Offen gesagt, hatten wir eine kühlere, wenn nicht feindselige Einstellung der Bauern erwartet, denn der Krieg hatte Esnes bis auf die Grundmauern niedergelegt, und auch heute noch grinste er tagtäglich in das Dorf hinein, herüber vom Toten Mann und von der Höhe 304!

Ueber Esnes auf kahler Höhe scheiden sich die Straßen: links geht es nach Avocourt, Vauquois und Varennes, geradeaus auf Malancourt, Montfaucon und Romagne-sur-Argonne. Ein Kreuz steht an der Wegscheide, und ein Franzose erzählt uns da viel mit seiner für uns fatalen Zungenfertigkeit. Sein Arm geht in die Runde: „Da drüben sehen Sie die Stellungen der Amerikaner, dies hier ist die Höhe 304 und dort, das ist der Tote Mann (le Mort Homme).

Ein schmaler Fußweg geht von der Straße ab. Er windet sich durch Heidekraut, Gestrüpp und Stacheldraht. Braunes Land vor uns, zerklüftet, voller Gräben. Zerwühltes Land bis zum Horizont, der durch die Höcker des „Toten Mannes" gebildet wird.

Höhe 304, in den alten Gräben.

Man sieht keine Häuser und keine Bäume. Eine trostlose Verlassenheit liegt über diesem Stück Erde. Gewiß, auch bei Douaumont ist der Boden zerstört und vergiftet, aber da ist trotzdem Leben! Männer buddeln Eisen aus der Erde, wohnen dort in alten Unterständen, Automobile durchfahren die Gegend und Fremde gibt es — aber hier ist alles ruhig und tot, unheimlich ruhig. Ab und zu verliert sich unser Fußpfad, schließlich endet er an einem kleinen Kreuz. Ein toter Soldat liegt darunter, ein einzelner nur — zehntausende liegen rundum in den

Zwischen Höhe 287 und 304.

Ortschaften. Ein Stollen führt in die dunkle Erde, zuerst senkrecht, an Steigeisen klettert man abwärts, dann geht es waagerecht, 50 Meter weit, 100 Meter weit. Auf den Bohlen links und rechts und über uns glänzt das Wasser und weißer Schimmelpilz. Manchmal ist ein Stück Erde eingestürzt, Seitengänge kommen, größer ist die Zerstörung. Wir haben schon zuviel gewagt mit dem armseligen Streichholzflämmchen in stürzenden Stollen. Wohin führt der unterirdische Weg?

Oben ist wieder Sonne. Man hat das Schlachtfeld „aufgeräumt". Handgranaten sind zusammengeworfen da, wo unser Weglein endet. Bis zum Toten Mann ist noch weit. Wir springen über die Gräben. Ab und zu lassen sich auch die Laufgräben benutzen. Blindgänger stecken in den Grabenwänden, verwaschene Schilder weisen zum Lazarett. Brustpanzer und Stahlhelme liegen umher. Feste Stempel stützen die Gräben vor Zusammenbruch. Sie haben zehn Jahre gut überstanden, aber Brombeerranken verdecken sie jetzt fast. Eine Stunde, dann eine zweite geht hin. — Immer dasselbe Mühen! Gräben überspringt man, Minentrichter lassen sich besser umgehen. Die Drahtverhaue, gefährlich, weil Gestrüpp sie umwuchert, reißen die Beine auf. Dann ist der Kamm des „Mort Homme" erreicht. Ein steinernes Totengerippe reckt seinen Arm in die Höhe und hält eine Fahne. Kleine Marmortäfelchen liegen auf dem Sockel des Monuments: Aux mémoires. Wo Franzosen gefallen sind, findet man diese kleinen Täfelchen. Revolver, Bajonette, Gewehre und Brustpanzer verrosten auf dem Boden!

Längst ist die Sonne hinter der Côte 304 verschwunden, als wir wieder in Esnes einziehen.

Weniger nett als die Bauern von Esnes sind die Gendarmen in Montfaucon. Es sind ihrer gleich sechs, die auf unsre Gruppe zustürzen: „Votre passeport, s'il vous plaît!" Obwohl das Abverlangen der Pässe mitten im Lande sehr nach Schikane riecht, kommen mit der nötigen Verzögerung doch alle Papiere heraus. Da waren die Polizisten, die unserm Lager in Paris einen Besuch abstatteten, entschieden gemütlicher. Es war bald eine sehr nette Unterhaltung im Gange, und als unserseits lange genug ein Satz nach dem andern aus den uns bekannten 30 Wörtern der Fremdsprache zusammengedrechselt war, lobten die höflichen Polizisten noch unser „gutes Französisch". Die Gendarmen von Montfaucon sind verschwunden, aber jetzt sind die Zivilisten da und rätseln an unsern schwarzrotgoldenen Fahnen herum. Schließlich sind sie sich einig, daß wir Belgier sein müssen, die ja die gleichen Farben — allerdings in andrer Anordnung — haben.

Die malerischen Ruinen von Montfaucon schauen von einem Berge hinunter. Ein dreifacher Ring aus Blockhäusern schützte die Höhe, die für uneinnehmbar galt. Tatsächlich haben die Deutschen fast vier Jahre lang den Berg halten können, bis die Amerikaner ihn durch Umzinglung nahmen. Die Ruinen unterstehen dem Ministerium der Künste! Sie werden nicht beseitigt!! Wenn der Privatmann sein zerstörtes Haus liegenläßt, so ist das zu verstehen. Er will ja nur dem Staat immer wieder sagen: Deine Bettelpfennige will ich nicht. Baue mir mein Haus auf, wie es war. Aber daß hier der französische Staat Kriegstrümmer planmäßig unterhält (z. B. die zerfallenden Bogen der Kirchen abstützt, um das „Malerische" der Ruinen zu erhalten), diese Handlungsweise ist dem Deutschen unverständlich.

Anscheinend stecken die sensationslüsternen Amerikaner dahinter. Sie sind in unheimlicher Menge in Nordfrankreich zu finden, insbesondere in dem nicht weit von Montfaucon gelegenen Romagne-sur-Argonne. 15000 weiße Marmorkreuze stehen hier auf grünem Rasen Regimenter weißer Kreuze. Unter jedem Kreuz liegt ein amerikanischer Soldat. Alle diese Leute sind wenige Wochen vor Kriegsschluß in einer mörderischen Rückzugsschlacht bei Grandpré gefallen, wo die Deutschen in starken Stellungen saßen. Automobile stehen in Reihen, die Hotels sind überfüllt mit Engländern und Amerikanern, Romagne macht sein Geschäft. Ein Franzose zeigt uns den deutschen Friedhof. Unkraut und Gestrüpp wuchert hier. Viele der Holzkreuze sind umgestürzt. „Ein deutscher Krieger" ist die einzige Beschriftung vieler hundert Kreuze. Weiter nichts als nur: Ein deutscher Krieger! Manches Kreuz trägt gar keine Inschrift, besteht auch nur aus zwei übereinandergeschlagenen Balken mit einem aufgesetzten Stahlhelm. Niemand pflegt den Friedhof, kaum, daß jemand ihn besucht. Mein französischer Führer („Der einzige praktische Führer durch die Schlachtfelder" ist sein Titel) erwähnt ihn nicht einmal!

Auf der Straße stehen meine Jungen mit den Franzosen zusammen. Ein Mann drängt sich vor, er war in Deutschland, in Essen. Einer von den zehn Soldaten, die 1923 am Samstag vor Ostern jenes fürchterliche Blutbad in der Kruppschen Fabrik anrichteten. Er spricht nur wenige Worte unsrer Sprache: „Wir Arbeiter — ihr Arbeiter — totschießen gegenseitig, verrückt!" Er tippt den Zeigefinger bekräftigend gegen die Stirn: „Krieg verrückt!" Dasselbe sagten auch meine Jungen, als wir auf flinken Rädern das Land zwischen Verdun und den Argonnen verließen. —

Republik und Gesellschaft

Ein Blick in die Kleinstadt

Wir sind noch lange nicht gesellschaftsfähig — auch heute nicht, im zwölften Jahre nach dem Zusammenbruch kaiserlicher Herrlichkeit.

Ich lebte lange in einer Kleinstadt. Der Bürgermeister war deutschnational, der Landrat Welfe. Ich hatte Anspruch auf den „Klub", den Mittelpunkt der „guten Gesellschaft". Selbstverständlich ging ich nicht hin. Aber man unterhielt sich darum nicht weniger über mich. Und ich erfuhr dann so nach und nach das Folgende über mein staatsbürgerliches Leben: Er ist rot (ich gehörte schon damals der Demokratischen Partei an); er will ins Ministerium, Parteifunktionäre gehen bei ihm ein und aus, er kennt Ebert, er ist in das Reichsbanner eingetreten (das letzte stimmte), er unterrichtet in seiner Schule über die Entstehung der neuen Reichsfarben, in seinem Arbeitszimmer liegt mitten auf dem Tisch, farbig gebunden, ein Exemplar der Reichsverfassung.

Ich war erledigt. Man schnitt mich; man bedauerte Frau und Kind. Gewiß grüßte man, aber zurückhaltend, betont höflich. Der Schützenverein lud mich nicht mehr ein; die Sänger der „Konkordia", mehr oder minder alle von der „guten Gesellschaft" abhängig, mieden mich, obwohl ich Ehrenmitglied war. Meine Gartenpforte blieb keine Nacht sauber, unsre Haustür sah oft so zerkratzt aus wie eine stark besuchte Eisbahn. Das tat natürlich nicht der „Klub", doch sein junger, die „höhern Schulen" besuchender Nachwuchs. Selbstverständlich dachten nicht alle so; aber die andern gehörten zumeist nicht zu den „Gebildeten", oder sie waren — siehe oben! — der regierenden Schicht verpflichtet. Das alte „patriarchalische" Verhältnis hatte sich prachtvoll erhalten; es gab „Herrschaften" und „Leute", und Landrat und Bürgermeister saßen am Sonntag beim Gottesdienst in umfangreichen Glaskäfigen zu beiden Seiten des Altars, und alle Andächtigen nahmen gebührend Notiz. Die Verfassungsfeier legte man stets so, daß kein Arbeiter kommen konnte; selbstverständlich erschienen nur „die dazu Verpflichteten", also die wenigen Beamten. Das von Kreis und Gemeinde unterstützte „Amtliche Kreisblatt" sprach schmunzelnd von „leider schwacher Beteiligung" und warf einen andächtigen Rückblick auf das frühere schöne, von „der ganzen Bürgerschaft" festlich begangene Kaisersgeburtstagsessen. Man verschwieg, daß manche Familie eine Woche und länger von Kartoffelsuppe und trocknem Brot hatte leben müssen, damit sich ihr Oberhaupt zu Ehren des „allergnädigsten Landesherrn" hatte betrinken können. Aber auch sonst war kein Vergleich mit damals. Wie feierlich hatte es ausgesehen, wenn an der Spitze des Schützenzuges die Honoratioren in Reserveleutnants-Uniform schritten, und wenn der erste Schuß auf den König gefallen war! Auf wen sollte man heute ein Hoch ausbringen? Auf den Sattlergesellen, das „geschändete Vaterland"? Und was sollte man singen? Das Lied von der hohen Wonnegans paßte nicht mehr. Und „Deutschland über alles"? Darüber wehte seit Eberts mutiger Tat „der Pesthauch der Revolution". So griff man zum Kommersbuch und fand, was man brauchte.

Ich komme noch manchmal hin. Es hat sich nichts geändert. Nicht das mindeste. Wohl soll ein Assessor am Amtsgericht „links stehen"; aber er hütet sich, davon Gebrauch zu machen und geht, weil es der „gute Ton" so will, jeden ersten Dienstag im Monat mit seinem vorgesetzten Amtsgerichtsrat in den „BDO.", allwo man auch gerade nicht in Hegelscher Staatsvergottung arbeitet, wenigstens nicht in der der Republik. Geflaggt wird bei jeder Gelegenheit schwarzweißrot. Einmal hat man die Farben, zum andern ist die andre Couleur nicht „fein". Die wenigen, die nicht mitmachen, schmücken ihr Heim mit den Stadtfarben, die bislang keiner kannte, oder sie hängen das triste Schwarzweiß des preußischen Staates aus. Man grüßt aber heute sehr freundlich; der Aerger ist fort, und von seinen bedauernswerten politischen Ansichten (Chorus mysticus: Er stammt aus sehr einfachen Verhältnissen) abgesehen, war der mittlerweile Versetzte „menschlich" durchaus zu ertragen.

Im übrigen wird er gewiß einmal zur Einsicht kommen; wie mancher von uns las nicht vor 40 Jahren Arno Holzens „Buch der Zeit". Selbst Börries von Münchhausen, dessen Balladen „eine streng nationale Haltung atmen", und den man gern bei „Vaterländischen Weihestunden" hersagt, soll in jener sagendunklen Vergangenheit bedenkliche Meinungen geäußert, ja sogar aus der Kirche ausgetreten sein. Uebrigens macht der Pastor primavius, der natürlich auch für Hugenberg optiert, hier eine Ausnahme: er sieht in dem „Todspieler" geradezu eine persönliche Kränkung, da ein Pfarrer nicht mit solchen Dingen zu spielen hat, wie sie hier — und prachtvoll — gestaltet werden.

Aber ich will die Kleinstadt nicht schelten; es ist in den größern und großen Orten nicht viel besser. Auch hier der Widerstand, selbst dort, wo man der neuen Zeit vieles zu verdanken hat. Der „neue" Regierungsrat, auch wenn er alle akademischen Weihen hat, der republikanische Schulleiter, der demokratische oder gar sozialistische Richter sind selten beliebt. Auf den Juristenhällen rückt man vorsichtig zur Seite; mit der Anrede „Kollege" ist man sparsam; die Einladungen beschränken sich auf das unbedingt Nötige. Es geht ein unterirdischer Strom unter uns allen her; gewiß ist die Republik gerettet, die Monarchie tot; aber nach wie vor regieren die alten Mächte. Und die Gefahr besteht, daß das noch lange anhält.

Es gibt nur ein Mittel: offenes Bekennen, es gibt nur einen Weg: rücksichtlos gegen alles einzuschreiten, was den neuen Staat verächtlich zu machen oder sonst herabzusetzen sucht. Wir alle haben schuld, wenn es noch nicht anders geworden ist; wir alle wollen, daß es anders wird. Res publica heißt öffentliche Sache; es schleicht viel Dunkelmännertum um in Deutschland: helft, daß wir siegen! Wir wollen kein knirschendes Sichducken, kein unterwürfiges Schielen. Doch wir verlangen, daß man den Hut vor der mühevollen Arbeit eines Volkes abnimmt, das trotz aller wirtschaftlichen Bedrückung in Jahren eroberte, was reiche Jahrzehnte versäumten. Wir verlangen, daß man uns achten lernt! —

Kurt Abel.

„Das Reichsbanner"

Die Werbezeitung der republikanisch gesinnten Familie. Werbt dafür!

Stimmen aus Kameradenkreisen

Warum . . .?

Es ist jetzt schon des öftern aus den Kreisen der Kameraden an dieser Stelle dies oder jenes besprochen worden, was ihnen gefällt, oder was im Gegenteil abzuändern wäre, ja, was sogar nicht mehr gemacht werden solle. So will auch ich heute einen Gedanken, der in unsrer Generalversammlung wiederkam, festhalten und zu Papier bringen.

Wir hatten fast in allen unsern Versammlungen Referenten von allen Parteirichtungen. Redner, die gewohnt waren, vor großen Kreisen aufklärend und aufweckend zu referieren. Die Kameraden gingen nach jeder Versammlung mit dem Bewußtsein nach Hause, heute ist wieder etwas hinzugelernt worden. Trotzdem schleicht ein kleiner Schatten über all dies neu Hinzugewonnene, über diese Kampfmittel:

Warum gebrauchen sehr viele Kameraden bei der Anrede, im Referat, in der Unterhaltung, im Mahn- oder Weckruf nicht das kameradschaftliche Du? Kameraden, ich glaube bestimmt, daß nicht nur der Ton Musik macht, sondern einen sehr starken Akkord schlägt auch die Anrede „Du" an. Es werden verschiedene Kameraden dieses Thema als Kleinheit betrachten und sagen, es ist doch gleich, ob der Kamerad uns mit „Du" oder „Sie" anredet. Ich glaube, das ist nicht der Fall. Wer sich schon einmal gerade die jüngern Kameraden angesehen hat, die ins Reichsbanner eingetreten sind, um für die große Sache, um für die Republik einzutreten, wie sie gerade die Kameradschaftlichkeit nicht nur unter sich, sondern auch mit den ältern Kameraden suchen, denen es Selbstverständlichkeit geworden ist, geboren aus ihrem Zusammengehörigkeitsgefühl, jeden ältern und jüngern Kameraden mit Du anzusprechen, — Kameraden, ich glaube, es ist für jeden von uns ein besonderes Gefühl, wenn alte und jüngere Republikaner geschlossen marschieren und geschlossen dem Gegner die Stirne bieten, getragen von dem Gedanken, dein Kamerad links und rechts vor und hinter dir, steht genau wie du selbst für ein und dieselbe Sache ein, wir alle haben dasselbe Ziel: dieser Republik einen sozialen Inhalt zu geben, sie auszubauen zu einem sozialen Volksstaat, zu dem das ganze Volk steht. Ist es nicht gerade in solchen Augenblicken für jeden Kameraden Selbstverständlichkeit, seinen Nebenmann mit Du anzureden? Schließt nicht gerade dieses Du das kameradschaftliche Band immer fester um uns? Kommt nicht gerade durch dieses Du erst jedem einzelnen mehr denn je zum Bewußtsein, daß auch derjenige, der uns mit Du anredet, teilnimmt an unsrer großen Sache, an unserm hehren Ziel? Kameraden, es ist ja ein ganz besonderes Du. Nicht geboren durch Alkoholrausch, nicht eine gesuchte Anrede, nein, dieses „Du" ist geboren aus innerer Ueberzeugung, dieses „Du" kommt von Herzen und muß zu Herzen gehen. Kameraden, es ist für jeden selbstverständlich, seine Familienmitglieder und Verwandten mit Du anzureden. Aber wollen wir nicht auch noch mehr als Kameraden sein, wollen wir nicht Brüder eines Volkes, einer Sache sein? Ja, das wollen wir! Heute und immer! Folglich wollen wir auch alle zu diesem „Du", das uns alle vereinigt, stehen und es auch gebrauchen.

Alfred Schulze, Köpenick.

*

Landjäger und Republik

Unsre Polizei, namentlich die preußische, ist dank der harten, zielbewußten Arbeit unsrer Kameraden Severing und Grzesinski eine wahre Volkspolizei geworden, ein zuverlässiges Machtmittel in der Hand des republikanischen Staates. Leider kann man das nur von der staatlichen und städtischen kommunalen Polizei sagen. Bei der Polizei auf dem Lande, namentlich bei der Landjägerei, sieht es dagegen zum großen Teil mit der republikanischen Zuverlässigkeit noch sehr trübe aus.

Ich habe als Gerichtsberichterstatter republikanischer Blätter oft Gelegenheit, mit Landjägern zusammen zu kommen. Ich muß gestehen, daß ich oft entsetzt war über die veralteten, in der Vergangenheit wurzelnden Anschauungen, die ich bei Gesprächen mit diesen Beamten feststellen mußte.

Zunächst, woher kommt dieser Gegensatz zwischen Stadt- und Landpolizei? Nun, die Frage ist leicht zu beantworten. Die Stadtpolizei besteht zum großen Teil aus jungen Kräften, die aus republikanischen Kreisen stammen, zum Teil sogar aus dem Reichsbanner in den Polizeidienst getreten sind. Ganz anders verhält es sich dagegen bei der Landjägerei, oder wie man sie früher nannte, der Gendarmerie. Diese Beamten sind ausschließlich frühere Feldwebel, Wachtmeister, Unteroffiziere usw., die nach Absolvierung ihrer 12jährigen Dienstzeit im wilhelminischen Heer, auf Grund ihres Zivildienstversorgungsscheins in den Polizeidienst übernommen wurden.

Man komme nun nicht etwa mit dem Einwand: „Auf diese Handvoll Polizeibeamte kommt es nicht an." Gewiß, im Ernstfall wäre die Landjägerei, wenn sie sich als unzuverlässig für die Republik erweisen sollte, zur Ohnmacht verurteilt. Aber in den ruhigen Zeiten kann man die Bedeutung der Landjäger durchaus nicht unterschätzen.

Diese Beamten sind im Gegensatz zu den Beamten der städtischen Polizei Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft und ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage, manches merkwürdige Gerichtsurteil hat seinen eigentlichen Ursprung in der Voreingenommenheit, die der die ersten Vernehmungen führende Landjäger gegen den oder die Angeschuldigten eingenommen hat. Auch manches Fehlurteil gegen ländliche Reichsbannerkameraden ist darauf mit zurückzuführen.

Ein verurteilter Nationalsozialist bezeichnete einmal einen Landjäger, der gegen ihn als Zeuge auftrat, als „Kommunisten". Entrüstet wies der Beamte diese „ungeheure Beleidigung" zurück und sagte zu dem Vorsitzenden: „Herr Präsident, ich bin Mitglied im Kriegerverein und im Stahlhelm." Diese bezeichnende Aeußerung dokumentierte die Einstellung der Landjäger.

Die ältern Reichsbannerkameraden können ja ein Lied davon singen, wie sie früher bei der politischen Landagitation von den damaligen Gendarmen gehetzt und verfolgt worden sind. Nun, die ehemaligen Gendarmen haben wohl ihren Namen und ihre Uniform, nicht aber ihre Gesinnung geändert, und so kann man es heute noch erleben, daß rechtsstehenden Organisationen bei Veranstaltungen auf dem Lande, von den Landjägerbeamten das größte Wohlwollen zuteil wird, während sie bei Veranstaltungen des Reichsbanners und anderer linksstehenden Organisationen, wenn auch meist erfolglos, versuchen, irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten.

Gar ergötzliche Szenen haben sich oft im Regierungsbezirk Magdeburg abgespielt, als z. B. während der letzten Wahlkämpfe ein neuer Verbündeter der Sozialdemokratischen Partei, nämlich das Lautsprecherauto, in den Dörfern erschien und Propaganda für den neuen Staat, für die freie Republik machte. So mancher Spießbürger, so mancher Gutsbesitzer öffnete erstaunt das Fenster, wenn das durch Lautsprecher verstärkte Grammophon seine Weisen ertönen ließ, um es dann ebenso schnell wieder zu schließen, wenn es dann plötzlich ertönte: „Achtung, Achtung, hier ist die Sozialdemokratische Partei!"

Ja, da nützte kein Schließen der Fenster, kein Verstopfen der Ohren mit Watte, der Lautsprecher drang bis in die hinterste Ecke des Zimmers und verkündete die neue Zeit, die Zeit des Fortschritts und der freien Republik. Aber da erschien in manchen Orten ein Helfer auf dem Plan. Der Landjäger nahte mit strenger Miene und gezücktem Bleistift, sprach von grobem Unfug, ruhestörendem Lärm usw. und maßte sich an, die Fortführung des Programms zu verbieten. Natürlich mußte er kleinlaut wieder abziehen, ohne etwas erreicht zu haben. Mancher Landjäger machte ein recht erstauntes und verdutztes Gesicht, wenn ihm bewiesen wurde, daß er gar kein Recht habe, diese verfassungsmäßig gewährleistete Agitation zu verbieten.

Alles das zeigt aber, daß bei der Landjägerei, genau wie in der Reichswehr, noch das Gift der wilhelminischen Zeit, der Geist von Potsdam, rumort. Ein großer Teil dieser Beamten kann es immer noch nicht begreifen, daß es heute keine Untertanen mehr gibt, sondern daß sie es mit freien Staatsbürgern zu tun haben. Natürlich gibt es auch unter der Landjägern Beamte, die mit dem Herzen dem neuen republikanischen Staat dienen, aber Ausnahmen bestätigen auch hier leider die Regel. Es wird Zeit, daß auch bei den Landjägern endlich republikanischer Geist einzieht. Es ist unbedingt erforderlich, bei Neubesetzungen von Landjägerposten nicht nur auf militärische Fähigkeiten, wie es früher der Fall war, zu achten, sondern sich von der republikanischen Zuverlässigkeit und von der menschlichen Eignung zu dem nicht leichten Amt zu überzeugen.

Fr. Hohnstädter (Halberstadt).

Die französische Presse . . .

Gerechtigkeit muß das Leitwort auf dem Wege zur Völkerverständigung heißen, und da wollen wir Deutschen von „drüben" einmal ehrlich sagen, daß sich bei unsern ehemaligen Feinden immer mehr das Bestreben, der Wille zeigt, Deutschland verstehen zu lernen. — Man beschränkt sich im heutigen Frankreich. — Gewiß hat die lange Ministerpräsidentschaft eines Briand hierauf Einfluß — gehabt! — nicht nur darauf, deutsche Schüler und Schülerinnen in Landheimen aufzunehmen, einzelnen Gymnasiasten- und Studentengruppen die Schönheiten der Seine-Stadt im kostenlos zur Verfügung gestellten Rundreise-Auto zu zeigen. Nein, der Verständigungswille erfährt noch offizielleren Ausdruck, wenn man so sagen will, in dem Organ, das in erster Linie zum Mann aus dem Volke spricht, in der Presse.

Wer in der letzten Zeit die Pariser Blätter aller Richtungen — das muß betont werden — genau gelesen hat, dem konnte auffallen, daß sie fast alle von Tag zu Tag, außer etwa in politischen Berichten, stärker auf Deutschland in friedlicher Hinsicht aufmerksam machen. Kurz will ich nur Artikel über deutsche Großstädte, wie etwa Hannover, erwähnen, ebenso Titelbilder „Deutsche Schüler und Schülerinnen vor der Notre Dame", lobende Kritiken deutscher Künstler, speziell auf Musikgebiet. Was wichtiger zu sein scheint, ist, daß nationalistisch eingestellte Blätter, wie „Temps" und „Figaro" — ja, man staune, das Coty-Blatt —, in ihrem literarischen Teil deutsche Schriftsteller etc. zu Worte kommen lassen. Daß der „Temps" z. B. dem Novellisten Theodor Storm mit seiner Erzählung „Immensee" Gelegenheit gibt, zum französischen Leser zu sprechen, sollte das nicht, besonders da Frankreich gerade das Land der Novellistik ist, als starker Ausdruck des Verständigungswillens auf geistig-intellektuellem Gebiete angesehen werden? Und weiter, der „Figaro", ehemals und auf den politischen Seiten auch heute noch wenig deutschfreundlich eingestellt, veröffentlicht im Feuilleton Artikel deutscher Prominenten, wie etwa den des Schauspielers Heinrich George über die Stadien seiner Künstlerlaufbahn. — — Wie gesagt, dieser klar dargelegte Wunsch der Verständigung in nationalistischen Organen scheint noch bedeutungsvoller als der in den andern. Natürlich dürfen diese Zeitungen und Zeitschriften, wie etwa das Mittagsblatt von Paris, „Paris-Midi", und Journale, wie „La Revue d'Allemagne", nicht vergessen werden. Sie tragen ungeheuer viel bei zum gegenseitigen Begreifen und Kennenlernen deutscher und französischer Kultur. Aber man darf nicht außer acht lassen, daß die Zeitschriften doch hauptsächlich von rein intellektuellen Kreisen gelesen werden, während Tageszeitungen, wie „Temps" und „Figaro" weit über ihre eigentliche Leserschaft hinaus, d. h. die sogenannte „Elite der Gesellschaft", viel mehr in die Hände der Allgemeinheit gelangen. Der so beifällig auch von französischen Kriegsteilnehmerorganisationen aufgegriffene Reichsbannergedanke eines ersten gemeinsamen Treffens von deutschen und französischen Delegierten am Chemin des Dames, hat in der ganzen Presse Frankreichs lebhafte Zustimmung gefunden, die nur anfangs da und dort nationalistischen Gegenstimmen Raum gaben, die aber nunmehr auch verstummt sind.

Ernst Bernhard (Paris, zurzeit Berlin).